

Die Ostpolitik des Vatikans

Zum gleichnamigen Buch von Hansjakob Stehle

Von Oskar Simmel

Am 9. September 1958 veröffentlichte Pius XII. seine letzte Enzyklika »Ad Apostolorum Principes«, datiert vom 29. Juni 1958, worin er sich gegen die von einigen chinesischen Bischöfen eigenmächtig vorgenommenen Bischofsweihen wandte und darauf hinwies, daß das Recht, Bischöfe zu ernennen, dem Heiligen Stuhl vorbehalten sei. Solche Weihen seien zwar gültig, verstießen aber gegen die Einheit der Kirche und seien deswegen ein schweres Vergehen, auf dem die »excommunicatio specialissimo modo Sedi Apostolicae reservata« ausgesprochen sei, die sich *ipso facto* sowohl der Weihende wie der Geweihte zuzögen.

Hansjakob Stehle schreibt dazu: »So war ein Verdammungsurteil gegen bedrängte Bischöfe der eigenen Kirche die letzte Tat des Pacelli-Papstes – das äußerste Symbol für die Ohnmacht und das Scheitern seiner widerspruchsvollen Pastoralpolitik gegenüber den kommunistischen Mächten« (333).

Man könnte diesen Satz als Leitmotiv über Hansjakob Stehles Buch »Die Ostpolitik des Vatikans«¹ setzen.

Im Pacelli-Papst wird nur die Unsicherheit und Zwiespältigkeit der gesamten »Pastoralpolitik« des Vatikans gegenüber dem Osten besonders deutlich, da er von Anfang an einer der Hauptagierenden war. Erst mit Johannes XXIII. beginnt ein sicherer Weg, wie Stehle zu glauben scheint, ohne daß er die immer noch bestehenden Schwierigkeiten vertuschen möchte.

Stehle kann in seinem Buch, das mit dem 30. Mai 1918 in Petersburg beginnt, auf viele bisher unveröffentlichte und unbekannte Akten zurückgreifen, wobei ihm freilich die wichtigsten davon, die des Vatikanischen Archivs, verschlossen blieben. Außerdem konnte er eine große Zahl heute noch lebender Akteure und Zeugen dieser Jahrzehnte sprechen, wobei er vielleicht mit seinen Angaben etwas großzügig umging. Nicht zuletzt kennt er aus eigener Erfahrung als Korrespondent der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, als Korrespondent der »Zeit« sowie des Westdeutschen und Norddeutschen Rundfunks die Situation in den Ostblockstaaten und nicht zuletzt das gesellschaftliche und kirchliche Leben Roms. So ist zweifellos ein Buch entstanden, das zwar nicht das letzte Wort über diese Politik sagen kann, das aber doch ausgezeichnet darüber informiert, soweit das heute möglich ist.

Vor welchen Schwierigkeiten die vatikanische Ostpolitik von Anfang bis heute stand, »verdichtet sich geradezu symbolisch« nach dem Ersten Weltkrieg in der Gestalt des ukrainischen Metropoliten Scheptykyj in einen »Knoten aus nationalen und religiösen Verklemmungen«, weil sich keiner der Betroffenen mit der neuen Landkarte abfinden wollte und weil die Frage des Ritus, für Rom zweitrangig, die nationalistischen Ressentiments religiös verbrämte. Für das Verhältnis zu Rußland

¹ Piper-Verlag, München/Zürich 1975. 487 S.

kam erschwerend hinzu, daß die Sowjets, als echte Russen mißtrauisch gegen jeden Ausländer, besonders mißtrauisch gegen eine Kirche waren, deren Oberhaupt im Ausland saß. Das waren sie von der russisch-orthodoxen Kirche her nicht gewohnt.

Auf dem diplomatischen Vorposten der Kirche standen damals zwei Männer, die beide einmal ins höchste Amt der Kirche gewählt werden sollten: Achille Ratti in Warschau, Eugenio Pacelli in Deutschland, der in den nächsten Jahren der wichtigste Unterhändler mit den Sowjets werden sollte, auch wenn alle Fäden über die deutsche Botschaft in Moskau liefen, deren Botschafter Graf Brockdorff-Rantzau aus seiner antifranzösischen und antipolnischen Gesinnung keinen Hehl machte. Gegenspieler in Moskau war Tschitscherin, der, aus russischem Uradel stammend, der Überzeugung war, daß eine Anerkennung der Sowjetunion durch den Vatikan oder wenigstens ein *modus vivendi* mit ihm für die junge Republik von höchstem Nutzen sei.

Ohne auf Einzelheiten der Verhandlungen dieser Jahre einzugehen – sie wurden in Berlin und in Rapallo geführt –, fällt auf, wie sehr die vatikanische Ostpolitik immer wieder fragwürdigen Gestalten aufsitzt, nicht in Berlin, wo Pacelli einen nüchternen Blick hat, sondern in Rom: da erscheint ein deutsch-russischer Konvertit, Wilhelm Braun, der dann 1924 für immer in Rußland verschwindet; da gibt es einen merkwürdigen P. Viktor Bede, ein gebürtiger Ungar, französischer Staatsangehöriger, der Lenin in der Emigration kennengelernt hatte und der, Priester geworden, die merkwürdigsten Dinge über Lenin in Rom erzählte.

Den größten Wirbel freilich verursachte die Affäre d'Herbigny. Diesen, ein französischer Jesuit, dessen Doktorthese über Solowjew von der französischen Akademie mit einem Preis ausgezeichnet wurde, rief Pius XI. 1922 als Rektor des neu errichteten Pontificio Istituto di Studi Orientali nach Rom. D'Herbigny hatte nicht nur enge Kontakte mit der russischen Emigration in Frankreich und Deutschland, sondern auch eine gute Kenntnis der Vorgänge innerhalb der orthodoxen Kirche Rußlands.

Da die über Berlin geführten Verhandlungen dem Papst zu langsam vorangingen, war er mit einer Erkundungsreise d'Herbignys nach Rußland einverstanden, die dieser unternehmen konnte, weil er von einem Teil der orthodoxen Kirche der »Erneuerer« zu einem Konzil eingeladen worden war. Er fand die meisten Kirchen in Moskau offen, gewann aber einen niederschmetternden Eindruck von der Patriarchatskirche. Die Lage der katholischen Kirche fand er schmerzlicher als die der orthodoxen Kirche. Vom französischen Botschafter hatte d'Herbigny die Meinung eines Volkskommissars zu hören bekommen: »Die Menschheit gehe einer allgemeinen Zentralisierung entgegen; dabei konkurrierten drei universale Strömungen – die materialistisch-kommunistische Moskaus, die sich auf Asien stütze, die materialistisch-kapitalistische Londons, die sich auf Amerika stütze, und schließlich die idealistische des päpstlichen Rom; da diese sich auf Gott stütze, sei ihr am schwersten beizukommen ...« (98).

Eine solche Ansicht beflügelte d'Herbigny selbst, und sein Reisebericht, zuerst erschienen in den »Etudes« vom 5. und 20. Dezember 1925, bestimmte die Entschlüsse Pius' XI. Am 11. Februar 1926 eröffnete er dem P. d'Herbigny, daß er ihn zum Bischof ausersehen habe und nach der Sowjetunion entsenden werde, damit er dort einige Bischöfe geheim weihe. Am 29. März wurde d'Herbigny von Nun-

tius Pacelli in Berlin zum Bischof geweiht, erfuhr aber weder vom Papst noch vom Nuntius, daß schon seit Jahren Verhandlungen mit der Sowjetunion geführt wurden. So fuhr d'Herbigny ziemlich ahnungslos in die Sowjetunion und ordinierte drei Bischöfe, was den Papst zur Überzeugung brachte, man könne auch ohne die Sowjets eine Hierarchie in Rußland aufbauen. Doch darin täuschte er sich. Die Sowjets wußten offenbar genau, warum d'Herbigny gekommen war, und als er im Herbst des gleichen Jahres wieder nach Moskau reist, wird er am 6. September brüsk des Landes verwiesen. Bis 1933 war er noch Berater des Papstes in allen Fragen, die Rußland betrafen. Dann geschah das Unfaßbare, bis auf den heutigen Tag nie Geklärte: Er fiel in Ungnade und mußte innerhalb weniger Tage Rom verlassen; es wurde ihm verboten, je wieder nach Rom zurückzukehren. Den Tiefpunkt seines Lebens aber mußte er durchschreiten, als ihm eben der Mann, der ihn zum Bischof geweiht hatte, im Auftrag des Papstes auf dem Eucharistischen Kongreß in Lisieux mitteilen mußte, daß ihm die bischöfliche Würde aberkannt sei. »Dieser Jesuit«, so sagte Pacelli einmal, »sei für ihn ein fast ebenso großes Mysterium wie die Glaubensgeheimnisse.«

Eng mit dem Fall d'Herbigny war der Fall des Deutschrussen Alexander Deubner verbunden, der, katholisch getauft, unierter Priester wurde, in Frankreich aber zur orthodoxen Exilkirche übertrat, diesen Schritt bald wieder bereute, und den d'Herbigny in dem von ihm gegründeten Russicum unterbrachte. Die Schwester seines Vaters, der als Mönch in Sibirien erschossen wurde, war mit einem Sohn Clara Zetkins verheiratet und wohnte im Kreml. Zunächst enger Vertrauter d'Herbignys, verschwand er plötzlich aus Rom zu einer polnischen Freundin nach Berlin, die er offenbar zu heiraten gedachte. Er war jedoch kein Agent der GPU, wie 1933 das preußische Innenministerium der Vatikanbotschaft mitteilte. Er scheint eher eine Figur in den Intrigen Polens gegen d'Herbigny gewesen zu sein. Ab 1939 verliert sich seine Spur in dem von den Deutschen besetzten Prag.

Stehle urteilt über diese Vorgänge: »Was in Wirklichkeit die verlegene Zweigleisigkeit im Vorgehen Pius' XI. und der fromme Dilettantismus d'Herbignys war, das konnten sich die Sowjets nur als Ausdruck jesuitischer Doppelzüngigkeit und Raffinesse erklären« (131).

Vielleicht kam d'Herbigny in den russisch-polnischen Gegensatz, vielleicht hat ihn seine mystische Phantasie Dinge sehen lassen, die nicht zu verwirklichen waren, vielleicht hat er zunächst zu viel über Dinge verlauten lassen, die besser geheim geblieben wären, eines kann man ihm nicht abstreiten: er hat von 1937 an, seiner Absetzung und Verbannung in ein französisches Jesuitennoviziat, bis zu seinem Tod im Jahre 1957 eisern geschwiegen und sein Los in bewundernswerter Weise getragen.

Die eigentliche Problematik der vatikanischen Ostpolitik beginnt freilich erst in der Epoche Stalins, Hitlers und Mussolinis und des von ihnen entfesselten Krieges mit seinen Nachwirkungen, die bis heute dauern.

Pacelli hatte inzwischen als Pius XII. den päpstlichen Thron bestiegen, und er kannte wie kein anderer die Problematik und Schwierigkeit dieser Politik.

Mit dem 18. September 1939 waren mit einem Schlag elf Millionen polnischer Katholiken unter die Herrschaft der Sowjets geraten. Sie lebten ohne jede Verbindung mit Rom, wo man nichts von ihrem Schicksal wußte. Anders war es mit dem

Restpolen, das als Generalgouvernement unter deutscher Besatzung litt. Erste bedenkliche und erschütternde Nachrichten kamen über die Nuntiatur in Berlin. Nicht weniger bedenkliche, in anderer Hinsicht freilich, kamen allmählich aus Ostpolen. Dort hatte der Metropolit von Lemberg, Scheptykyj, unter Berufung auf angebliche Vollmachten, die ihm Pius X. 1907 verliehen hatte, die Sowjetunion in vier Exarchate eingeteilt: in den wolhynischen und podolischen Teil der Ukraine, Großrußland mit Sibirien, Weißrußland und die Großukraine. Während die Nationalsozialisten sogleich mit der Verfolgung der Kirche in den von ihnen besetzten Gebieten begannen, gingen die Sowjets behutsamer vor. So änderte sich auch in den von den Russen zunächst besetzten baltischen Ländern nicht viel.

Die Schlüsselfigur der vatikanischen Ostpolitik ist in den Jahren 1918 bis 1958 Eugenio Pacelli, zunächst als Nuntius in Deutschland, dann als Kardinalsstaatssekretär und schließlich als Papst: in ihm spiegelt sich das Psychodrama wieder, das ihn nach Stehle in der großen Politik wie im kleinen menschlichen Bereich davor zurückschrecken ließ, Verantwortung voll zu übernehmen und Entscheidungen zu treffen, die schwer oder gar nicht durchschaubar waren.

Dies wird nach Stehle vor allem darin sichtbar, daß er immer mehr vom Begriff der »Neutralität« zu dem der »Überparteilichkeit« in seinen Ansprachen übergeht. Er ließ sich von keiner der beiden kriegführenden Parteien aus seiner Reserve herauslocken, weder für einen Kreuzzug gegen den Bolschewismus noch für eine Verdammung der Untaten des Nationalsozialismus. Er flüchtete vielmehr, wie es Stehle ausdrückt, »in Betrachtungen über die göttliche Vorsehung bei menschlichen Ereignissen« (230). Und Stehle fragt: »Wer war mit solch merkwürdiger medizinisch-moraltheologischer Kriegsbetrachtung angesprochen?« (230).

Wie er freilich wirklich dachte, wird nach Stehle aus Notizen des damaligen Unterstaatssekretärs Tardini sichtbar über ein Gespräch mit dem italienischen Botschafter Attolico, die sicher die Gedanken seines Herrn ausdrücken: die Haltung des Heiligen Stuhles gegenüber dem Bolschewismus sei klar, das Hakenkreuz sei aber nicht das Kreuz der Kreuzzüge, er sehe den Kreuzzug, aber nicht die Kreuzritter. Dabei war ihm durchaus bewußt, daß die beiden Übel verschiedenes Gewicht haben konnten. »Es kam darauf an, ob man sie mit der Waage einer Kirche oder eines Staates, einer innerweltlich-politischen oder einer religiös-überweltlichen Ordnung maß – und ob sich beides voneinander trennen ließ« (232).

Die Härte der Konfrontation erfuhr Pius XII. mit dem Eintritt der USA in den Krieg, als ihm Roosevelt schrieb, daß die russische Diktatur weniger gefährlich sei für die Sicherheit anderer Nationen als die deutsche. Dem stimmte der Vatikan zu. Nicht aber der anderen These Roosevelts: »Ich glaube, daß das Überleben Rußlands weniger gefährlich ist für die Religion, die Kirche als solche und für die Menschheit im allgemeinen, als es das Überleben der deutschen Form von Diktatur wäre« (233). Die Antwort an Roosevelt umgeht all diese Fragen, aber in einer vertraulichen persönlichen Note für den Abgesandten Roosevelts, Taylor, warnt Tardini, ganz sicher mit Wissen des Papstes, vor der Gefahr eines nach einem sowjetischen Sieges entstehenden riesigen kommunistischen Blocks. Trotzdem behinderte der Vatikan die Kriegshilfe der USA an die Russen nicht, er ließ im Gegenteil durch seinen Delegaten in Washington den amerikanischen Bischöfen klarmachen, daß die antikommunistische Enzyklika »Divini Redemptoris« auf den

Fall eines bewaffneten Konflikts nicht anzuwenden sei. Stehle sieht darin den Beweis, daß für den Vatikan pragmatische Überlegungen stärker ins Gewicht fielen als grundsätzliche, freilich nicht ohne Gewissensnot, aus der Pius nach außen eine Tugend zu machen versuchte: die Neutralität.

Die Kirchenräson, darin der Staatsräson durchaus vergleichbar, die eher dem Selbsterhaltungstrieb als den Befehlen des individuellen Gewissens unterliegt, erlaubte es dem Priesterdiplomaten, einen Ausweg zu finden: die Unparteilichkeit des Heiligen Stuhles – »eine Art angstvoll bewahrter Jungfräulichkeit inmitten zerrissener Geister und Leiber« (237). Offenbar als Ausgleich zu dieser »Unparteilichkeit« duldete es der Papst, daß die publizistischen Medien des Vatikans, der »Osservatore Romano« gegen die Sowjets, »Radio Vaticana« unter Leitung des Jesuitengenerals gegen die Nazis, eine harte Sprache einschlugen.

Der Krieg endete, wie es nicht anders sein konnte: mit der Zerstörung Deutschlands. Pius hatte noch kurz vor Kriegsende abgeraten, daß die Siegermächte den europäischen Kontinent unter sich aufteilten, wie es in Jalta geschah. Er war offenbar weiterblickend als die verantwortlichen Staatsmänner, und er sah schon, daß er nur zwei Möglichkeiten hatte: entweder einen Kompromiß oder einen geistigpolitischen Kirchenkampf. Er suchte zwar keine Auseinandersetzung, aber er wollte sie auch nicht um den Preis von Zugeständnissen vermeiden, am allerwenigsten dort, wo die Kirche am stärksten war: in Polen. Überall in den Ostblockstaaten gab es damals noch Nuntien: in Prag, Bukarest, Sofia, Belgrad und Tirana. Nur in Warschau saß keiner, und Pius war auch nicht bereit, einen Nuntius dorthin zu schicken. Stehle meint, daß die Anerkennung der neuen polnischen Regierung durch den Vatikan zwar spätere Reibungen nicht vermieden, wohl aber den Druck der Sowjets auf Polen vermindert und jene Kräfte im nationalen polnischen Kommunismus gestärkt hätte, die den Kompromiß mit der Kirche des Landes nicht nur als zeitweiliges taktisches Manöver betrachteten.

Der Papst war überzeugt, daß sich die kommunistische Machtergreifung in Osteuropa genau nach dem gleichen revolutionären radikal antireligiösen Modell vollziehen werde wie nach 1917 in Rußland und daß das Überleben des Kommunismus und der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg »ein freundliches und ordentliches Zusammenleben der Nationen in Europa unmöglich machen würde und daß man in nicht allzu ferner Zukunft einem neuen tragischen Krieg entgegengehen würde« (279). Darin irrte sich aber der Papst wie so viele seiner Zeitgenossen, weil sich Stalin zunächst der schillernden Terminologie »Volkdemokratie« bediente, die zwar die Kommunisten nicht mehr aus der Macht verdrängen ließ, aber Spielraum schuf für »nationale Wege«, auch ideologisch abweichende Gruppierungen, und das sowjetische Staatsmodell nicht verbindlich machte – auch nicht gegenüber der Religion. Erst als Stalin die »Volkdemokratie« zur leeren Formel machte, entstand Kriegsgefahr. Aber inzwischen war das Atomzeitalter mit seinem atomaren Patt angebrochen.

Von daher ist nun alle weitere »Ostpolitik« des Pacellipapstes bestimmt, wobei seine übliche Vorsicht noch durch die Gewissensqualen gesteigert wird, die ihm seine Zurückhaltung im Zweiten Weltkrieg eingebracht hat.

Das wird in seinem Verhalten zu fast allen Ostblockstaaten sichtbar. In Polen griff er auf jenes Notstandsmodell zurück, das, in den zwanziger und dreißiger

Jahren durch d'Herbigny erprobt, sich aber in keiner Weise bewährt hatte, weil es dilettantisch und zweigleisig gehandhabt wurde. Dem Vatikan brachte ein solches Verhalten die Kündigung des Konkordats mit Polen ein, und er ließ auch keine Bereitschaft zu Verhandlungen über neue rechtliche Fixierungen erkennen. Ja er wäre bereit gewesen, eher mit Moskau als mit Polen zu verhandeln (284).

In Ungarn schien der Bischof von Veszprem, Josef Mindszenty, als der geeignete Mann für den Stuhl des Primas angesehen zu werden, obwohl noch 1943 der damalige Fürstprimas den Papst vor ihm gewarnt hatte, da er zu leidenschaftlich und ohne genügende Bildung sei, Vorgesetzten nicht die gebührende Ehre erweise und gegenüber Untergebenen zu streng sei. Trotzdem ernannte ihn Pius XII. auf Vorschlag des damaligen Nuntius zum Fürstprimas von Esztergom. Die geistig-religiöse Lage Ungarns war in keiner Weise mit der Polens zu vergleichen. Zweifellos aber hat Mindszenty durch die Verkennung der tatsächlichen Lage und der Stellung eines »Fürstprimas« in einer »Volksdemokratie« die Situation für Rom beträchtlich erschwert.

Die Lage im Osten verschlimmerte sich in den Jahren von 1949–1950, auch wenn wir den Titel, den Stehle diesem Kapitel gibt, »Auf-Kaltem-Kriegs-Kurs«, nicht unterschreiben möchten. Wieder werden im geheimen Bischöfe geweiht, so in Rumänien der Bukarester Dompfarrer Josef Schubert. Der Papst schwieg zu den sich mehr und mehr verschärfenden Maßnahmen der Ostblockstaaten gegenüber der Kirche nicht mehr, und Stehle meint, er habe sich damit von den Gewissenskrupeln befreien wollen, die ihm das Schweigen die fünf langen Kriegsjahre hindurch bereitet hätte (299). Seine scharfen, geradezu an einen Volksredner gemahnenden Worte wirkten, nach Stehle, seltsam proportionslos und legten die Frage nahe, ob denn nun die Regel nicht mehr gelte, wonach alle lauten Kampf- und Protestrufe den Gläubigen nur noch größere Bedrängnis eintrügen. Pius habe um diese Zeit die Frage umgekehrt und auf den Widerspruch derer hingewiesen, die ihm sein damaliges Schweigen vorgeworfen hatten, jetzt aber sein Reden als Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Staaten auffaßten. Damit habe er freilich seinen eigenen Widerspruch nicht gelöst, er habe in diesen Jahren auf eine fast manichäische Weise ein zeitgeschichtliches Bild vom Kampf zwischen Gut und Böses entworfen. Damals, am 1. Juli 1949, wurde auch das Dekret gegen den Kommunismus erlassen, das als theologisch-kirchenrechtliches Instrument stumpf blieb, sich aber als politische Waffe Osteuropas als scharf erwies. Es erlaubte den Kirchengegnern, die staatsbürgerliche Loyalität der Katholiken anzuzweifeln und den Klerus vor die peinliche Frage zu stellen, ob er denn nicht überhaupt ein Feind allen sozialistischen Aufbaus sei.

In Polen und Ungarn suchten die Bischöfe zu retten, was noch zu retten war, in der Tschechoslowakei war es dafür schon zu spät. Immerhin gelang es dem Primas von Polen, Erzbischof Stefan Wyszyński, eine »Verständigung« mit dem Staat zu erreichen, worin in geistlichen Dingen die Oberhoheit des Papstes und der Kirche anerkannt wurde, die aber aufs Ganze eher eine Loyalitätserklärung gegenüber dem Staat war. Der Vatikan war durch diese »Verständigung« völlig überrascht und unangenehm berührt, da darin auch die Forderung nach der Unabtrennbarkeit der »wiedergewonnenen Gebiete« erhoben und bejaht wurde, während der Papst

wenige Monate vorher die Vertreibung der Deutschen als politisch unvernünftig bezeichnet hatte.

So stand die Kirche, vor allem der Vatikan, in diesen Jahren vor der Frage: Kompromisse oder vorsichtiges Taktieren. »Eindeutig kompromißlos hatten die Päpste jedenfalls seit 1917 diese Frage nie beantwortet (wie in diesem Buch dargestellt wurde). Und Pius XII., der vorsichtig-ängstliche Diplomat auf dem Papstthron, der nach 1945 seine Skrupel durch laute Kampfprufe übertönen zu müssen glaubte, wäre der letzte gewesen, der ›Kompromißlosigkeit‹ – soweit es sich nicht um kirchliche Doktrin handelte – zum Generalrezept kirchenpolitischen Handelns erhoben hätte« (315).

Für die Jahre von 1955–1964 setzt Stehle eine mühsame Wende zur Koexistenz an, die er mit der Reise Marcel Redings, des Grazer Moraltheologen, beginnen läßt, der er aber sicher eine zu große Bedeutung beimißt. Schon in seiner Weihnachtsbotschaft 1954 sprach Pius XII. von der »Koexistenz in der Wahrheit«, die sich freilich auf die Menschen, nicht die Systeme hüben und drüben stützen müsse. Stehle meint, daß sich um diese Zeit in Pius eine Ahnung von der Wende abgezeichnet habe, die die Welt nehmen würde: die Kirche würde, wie alle Welt in diesem Jahrhundert und vielleicht noch im nächsten, mit dem Kommunismus innerhalb seiner Strukturen leben müssen. Sie würde sich sogar beeilen müssen, einen Modus praktischen Zusammenexistierens mit den Kommunisten zu finden, ehe es zu spät sein, ehe den Millionen Katholiken im Osten die religiöse Atemluft ganz abgeschnitten sein würde.

Von nun an gab es Dialogansätze, gekennzeichnet durch Hoffnungen, Fehleinschätzungen, Unsicherheiten. Vor allem in der Botschaft an den Deutschen Katholikentag in Köln 1956, zu dem auch 28 000 Katholiken aus der DDR reisen durften, sieht Stehle ein wohlverpacktes Waffenstillstandsangebot an ganz Osteuropa: »Die katholische Kirche nötigt niemanden ihr zuzugehören. Sie verlangt jedoch für sich die Freiheit, nach ihrer Verfassung und ihrem Gesetz im Lande zu leben, ihre Gläubigen betreuen und die Botschaft Jesu Christi offen verkünden zu können. Dies freilich ist ihre unabdingbare Grundlage für jede ehrliche Koexistenz. Inzwischen kämpft sie weiter – nicht auf dem Felde der Politik und Wirtschaft, wie man ihr immer wieder fälschlich nachgesagt hat, sondern mit ihren eigenen Waffen: der Standhaftigkeit ihrer Gläubigen, dem Gebet, der Wahrheit und der Liebe...« (325). Vorbereitet war diese Ansprache offenbar schon durch P. Gundlach, einen der engsten Berater des Papstes, der eine Woche vorher in Königstein erklärt hatte: »Die Kirche wird unter allen Umständen alle Möglichkeiten suchen, um ein Minimum von Seelsorge in Gebieten zu sichern, wo heute keine ist. Und sie wird alle Wege gehen, die dies einigermaßen sicherstellen. Sie wird alle Wege suchen, um der Seelen willen, die der Lehre entbehren, der Sakramente; aber das ist kein inneres Hineingehen und Hinüberwechseln zum Kommunismus« (326). Otto B. Roegele meinte freilich damals, solche Unterscheidungen seien zu fein, um sie dem Volk klarzumachen. Nach Stehle freilich ging es weniger um doktrinäre Unterscheidungen als vielmehr um das pragmatische Grundmuster aller vatikanischen Ostpolitik, die sich seit 1917 bis auf den heutigen Tag darin nicht geändert habe.

Geändert hat sich lediglich unter Johannes XXIII. der Stil dieser Politik: es geht nun ohne Diplomatie, durch einen Mann, der unter den beiden Pius-

Päpsten als Diplomat gedient hatte, der aber aus einer gänzlich undiplomatischen Einstellung, in der sich Gottvertrauen, Weltfrömmigkeit und Bauernweisheit verbanden, auf ganz unkonventionelle Weise einen Durchbruch erzielte, ähnlich mystisch wie d'Herbigny, aber mit anderem Erfolg.

So erweist sich nach Stehle Johannes XXIII. auch in der »Ostpolitik« als eigentlicher Brückenbauer zwischen zwei Perioden vatikanischer Ostpolitik, jener Pius' XII., die von diplomatischen Koexistenzversuchen bis zur scharfen Auseinandersetzung reichte, und jener Pauls VI., der die letzte festgefahrene Wende Pius' XII. in einem neuen diplomatischen Ansatz wiederaufnahm und in einer neuen veränderten Welt weiterführte.

Der regierende Papst war über drei Jahrzehnte Mitwirkender der Diplomatie der beiden Pius-Päpste und kannte sie besser als sein Vorgänger. Im Schatten Pius' XII. wuchsen ihm Zweifel, ob man den 70 Millionen Katholiken im Osten mit der Waffe des Bannstrahls helfen konnte, Zweifel, die schon Pius XII. gekommen waren.

So versuchte er nicht im theoretischen Dialog, sondern in praktisch-pastoralen Aktionen einen *modus vivendi* mit dem Kommunismus zu erreichen, wobei er sich freilich von Anfang an klar gegenüber dem marxistischen Atheismus abgrenzte (346).

Stehle schildert dann im einzelnen die verschiedenen Etappen der vatikanischen Ostpolitik: »Nicht überall; nicht überall in denselben Formen und mit gleicher Stetigkeit, nicht immer von Ergebnissen gekrönt. Aber nunmehr entschlossen und mit einer – so könnte man sagen – schwerlich wieder umkehrbaren Bewegung« (Casaroli) (348).

Daß diese Ostpolitik auch auf Schwierigkeiten stößt, zeigt sich nicht nur in dem Kompromiß, den der Vatikan mit der Tschechoslowakei schließen mußte, wo zweifellos sehr fragwürdige Priester aus der Pax-Bewegung zu Bischöfen ernannt wurden; das zeigt auch die Art und Weise, mit wie wenig Energie die neuen ungarischen Bischöfe den kirchlichen Religionsunterricht mit der Regierung aushandelten, worüber Stehle allerdings nichts berichtet. Das zeigt aber vor allem die Haltung des polnischen Episkopats, wo der Primas die Hauptstadt verließ und nach Gnesen ging, als Erzbischof Luigi Poggi in Warschau eintraf. Dort in der ältesten Kathedrale des Landes hielt der Primas eine Predigt, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Eingepackt in die Ergebenheit gegenüber dem Heiligen Stuhl, erklärte der Primas mit Nachdruck, daß die polnischen Bischöfe – also keineswegs der Vatikan – alle Anstrengungen unternommen hätten, mit dem Staat die Möglichkeit einer Koexistenz auszuhandeln. Diese Rede wurde freilich erst gehalten, als Stehles Buch schon erschienen war.

Zum Schluß zieht Stehle ein Fazit der vatikanischen Ostpolitik, die behutsam der Ostpolitik der westlichen Staaten folgt. Ihre Linie faßt er in vier Thesen zusammen:

»1. Klassische Konkordatspolitik ist kein Modell mehr für Vereinbarungen mit kommunistischen Regierungen, denn sie würde ein größeres Maß von gegenseitiger Anpassung voraussetzen, als für beide Seiten wünschbar ist. Die klare Abgrenzung von Kirche und Staat, die – einvernehmliche – Trennung der Sphären ist vorzuziehen.

2. Teillösungen, auch solche, die nicht schriftlich fixiert werden oder nur Testcharakter haben, sind – weil sie Konkretes bewirken können – Globalabmachungen vorzuziehen, die viel schwerer zu erreichen sind und dann meist allzu labil bleiben. Deshalb sind diplomatische Beziehungen weder als erster Schritt anzustreben noch als letzter unumgänglich. Sowenig jedoch der Vatikan bestehende diplomatische Beziehungen jemals abbrach, sowenig verweigerte er sie Staaten, die sie wünschen.

3. Nicht Prestigepositionen, nicht politische Resistenz oder Kollaboration muß abgesichert werden, sondern praktische Seelsorge. Sie schließt nicht nur Kult-, sondern Bekenntnis- und Lehrfreiheit ein. Da die Sicherung der Menschenrechte auf Religionsfreiheit (in diesem Sinne) nur in einer friedlichen Welt möglich ist, wird die Teilnahme des Vatikans an Ost-West-Entspannungsversuchen (zum Beispiel an der europäischen Sicherheitskonferenz) zu einer Voraussetzung seiner Ostpolitik und ihrer Glaubwürdigkeit.

4. Vorrang hat – theoretisch – das Verhältnis zur Sowjetunion, obschon es am schwierigsten zu regeln ist. Nur wenn in Moskau die Einsicht Boden gewänne, daß eine Kirche, deren Oberhaupt im Ausland residiert, kein innenpolitischer Störungsfaktor sein muß (auch kein nationaler), daß sie vielmehr den inneren Frieden stärkt, wenn man sie selbst in Frieden läßt – nur dann würde Moskau auch den Staatsführungen seiner osteuropäischen Verbündeten die Genehmigung für weitergehende, stabilere Regelungen geben« (403).

Stehle sieht die einzige Alternative zu dieser Ostpolitik im Rückzug auf die frühen fünfziger Jahre.

Stehles Buch ist zweifellos das erste seiner Art, das versucht, aus Kenntnis der bisher zugänglichen Akten und persönlicher Erfahrung der Ostpolitik des Vatikans gerecht zu werden, wobei ihn freilich seine persönliche Sympathie für diese Politik wenig kritisch eingestellt sein läßt.

Das erste, was zunächst an dieser vatikanischen Ostpolitik auffällt, ist ihre Unsicherheit, wie sehr sie sich zunächst von einem gewissen religiösen Enthusiasmus leiten ließ und dabei nicht selten Abenteuer naturen zum Opfer fiel, wie sehr sich gerade auch Pius XI. täuschen ließ.

Papst Pius XII. kommt in Stehles Buch nicht allzu gut weg. Und doch scheint er uns, auch nach Stehles Buch, der gewesen zu sein, der am klarsten das totalitäre System des Bolschewismus durchschaute. In keinem Fall aber möchten wir Stehles Urteil unterschreiben, daß er sein inneres Gewissen der »Kirchenräson« opferte. Die Staatsräson mag sich nach der Lehre Machiavellis im Konfliktfall über die Gebote der Religion, der Sittlichkeit, des Rechts hinwegsetzen. Aber es ist absurd, von einer »Kirchenräson« im gleichen Sinn zu reden. Von Anfang an ging es der vatikanischen Ostpolitik – man mag sie Pastoralpolitik oder sonstwie nennen – sicher immer nur um das »Heil der Seelen«, wie man es vielleicht mit einem heute nicht mehr üblichen, aber deswegen nicht falschen Ausdruck bezeichnen könnte. Es geht nicht um die Macht und Herrschaft der Kirche, und nicht einmal ein Mann wie Mindszenty, der so stark vom weltlichen Recht des ungarischen Primas durchdrungen war, hat die Dinge anders gesehen.

Die Situation, vor die Pius XI., Pius XII., Johannes XXIII. und heute Paul VI. gestellt sind, ist im Grund die gleiche: Wie kann der Kirche in einem atheistischen System ein Platz eingeräumt werden, in dem sie ihren Gläubigen die freie Aus-

übung der christlichen Religion sichert. Diese Situation ist in der russischen Sowjetrepublik um so schwieriger, als Rußland in seiner ganzen Geschichte nur eine Kirche kannte, die aufs engste mit dem Staat verbunden war, während die Kirche des Westens in jahrhundertelangen Kämpfen gegen die Staatsgewalt die Freiheit vom Staat und, gewiß nicht immer mit ihrem Einverständnis, schließlich die Trennung von ihm erlangte.

Wenn nach Stehle die Tendenz der vatikanischen Ostpolitik die klare Abgrenzung von Kirche und Staat ist, die Trennung beider Sphären, so ist das im Grundsatz richtig. Die Bischöfe der betroffenen Länder sehen darin die einzige Möglichkeit für das Überleben der Kirche, weil der totalitäre Staat, anders als die freiheitliche westliche Demokratie, den Menschen nicht nur als Gemeinwesen, sondern auch als Individuum bis ins Innerste fordert. Während aber die Kirche dieses Innerste, das Gewissen, anspricht, um den Menschen über sich hinaus an Gott zu verweisen, setzt sich der totalitäre Staat, zumal der atheistische, selbst als letzten Wert. Warum sind denn so viele Priester in den Gefängnissen, in Arbeitslagern, konzentriert in alten Klöstern? Warum dürfen sie nicht ihrer seelsorglichen Aufgabe nachgehen? Doch nur deswegen, weil sie die Lehre Christi verkündeten, nicht weil sie Politik trieben und weil sie damit den totalitären Staat im Innersten trafen.

Wenn der Vatikan wirklich bestrebt wäre, die Trennung von Kirche und Staat strikt durchzuhalten, dann könnte er zwar versuchen, mit den jeweiligen Staaten einen *modus vivendi* zu finden, aber er sollte sich hüten, diplomatische Vertreter gleich welchen Ranges in die Ostblockstaaten zu senden. Nicht umsonst fürchten die Bischöfe der betroffenen Länder, daß damit die strikte Trennung von Kirche und Staat durchbrochen werden könnte. Überdies würde der Vatikan im wohlverstandenen eigenen Interesse handeln: er mag noch so sehr behaupten, daß eine diplomatische Vertretung bei einem totalitären System keineswegs die Anerkennung dieses Systems bedeute. Dieser Grundsatz mag für freiheitliche Regierungsformen gelten. Für den totalitären Staat, der alles und jedes, auch das Gewissen, in seinen Dienst und Zwang stellt, gilt das nicht mehr. Es besteht die Gefahr, daß der Vatikan als Komplize solcher Systeme angesehen wird. Man hat den Eindruck, als habe der Vatikan diese Seite des Totalitarismus noch nicht durchschaut, als habe er keine Erfahrung damit; schließlich war der Faschismus, gemildert durch die *humanitas* des italienischen Volkes, niemals derart totalitär wie Nationalsozialismus und Kommunismus.

In der Auseinandersetzung mit den totalitären Systemen kommt dem Papst ganz sicher eine entscheidende Rolle zu, aber eher in dem Sinn: »Du aber stärke deine Brüder« (Lk 22, 32). Auf diesen liegt die Hauptlast. Sie tragen die erste und eigentliche Verantwortung für die Kirche ihres Landes. Gewiß besteht heute die Gefahr, Stellung und Verantwortung der Ortskirchen zum Schaden der Gesamtkirche zu übertreiben. Aber auf der anderen Seite sollte man die starke Stellung, die das Vatikanische Konzil den Teilkirchen zuschreibt, nicht nur als lästiges Hindernis betrachten, sondern eher als eine gerade noch zur rechten Zeit kommende Hilfe des Heiligen Geistes in der Auseinandersetzung mit den totalitären Systemen, die mit der Niederlage des Dritten Reiches noch keineswegs erledigt sind. Ortskirche und Gesamtkirche sind die eine Kirche, und nichts wäre schädlicher als einen Gegensatz zwischen ihnen zu konstruieren oder herbeizuführen. Es ist zwar nicht zu zweifeln,

daß der Vatikan versucht, über die Ortskirchen genaue Erkundungen in den verschiedenen Ländern anzustellen, auf ihre Wünsche und Nöte einzugehen. Aber allzu oft gewinnt man den Eindruck, daß die Ortskirchen von Initiativen des Vatikans überrascht werden und nicht selten deren Nutzen bezweifeln.

Gewiß ist die Hilfe des Papstes für seine Brüder erwünscht – wer die Zeiten des Dritten Reichs erlebt hat, weiß, welche Hilfe damals Rom für die deutsche Kirche bedeutete. Aber dann sollte der Vatikan auch dafür sorgen, daß mit derart delikaten Aufträgen nur Männer betraut werden, die eine genaue Kenntnis der geschichtlichen und heutigen Wirklichkeit haben. Es darf einem päpstlichen Abgesandten nicht passieren, daß er sich die Diktion der einen Seite zu eigen macht und von »Befreiung« spricht, die nichts anderes war als die auf Stalins Befehl hin geschehene Vertreibung von Millionen Deutscher aus ihrer gewiß nicht polnischen, sondern deutschen Heimat. Schon die Klugheit müßte es raten, sich einer solchen Diktion nicht einmal zu nähern, da es schließlich eben diese Deutschen und ihre Kinder sind, die mit ihrem Geld zum großen Teil das missionarische und entwicklungstechnische Werk der Kirche ermöglichen.

Überdies könnte eine Unkenntnis oder Außerachtlassung der Geschichte noch schlimmere Folgen zeitigen. Sie könnte die vatikanische Ostpolitik zur Wegbereiterin eines kommunistischen Europas machen, deren erstes Opfer ganz gewiß Polen wäre, dessen Existenz es auslöschte. Solche Gefahren sind keineswegs eine Schwarzmalerei für den, der die deutsch-russischen Beziehungen der Vergangenheit und den Sowjetimperialismus der Gegenwart kennt.

Zwei weitere Ansichten Stehles möchten wir zur Diskussion stellen: Er hält offenbar nicht viel von der Aufforderung zur Standhaftigkeit und zum Gebet, vor allem dann nicht, wenn solche Aufforderungen vom sichern Hort der Freiheit aus geschehen. Da ist natürlich etwas Wahres daran. Trotzdem scheint uns damit das innerste Wesen der Kirche als einer *Communio* verkannt zu sein, einer Gemeinschaft des Gebetes, des eucharistischen Opfers, einer Gemeinschaft mit dem kreuztragenden Herrn. Zugegeben: hier handelt es sich um Kräfte, die sich zunächst dem Historiker entziehen, für die vor allem der heutige Mensch wenig oder keinen Sinn mehr hat. Aber auch der Historiker muß sehen, daß sie im Selbstverständnis der geschichtlichen Kirche eine entscheidende Rolle spielen, angefangen vom Gebet der Urkirche für Petrus, der wunderbar aus dem Gefängnis befreit wurde (Apg 12, 6 ff.), bis hin zu den Meßfeiern in den Kerkern der Gestapo und den Arbeitslagern der Sowjets. Diesen bedrängten Brüdern die Hilfe des Gebets versprechen, ihnen Mut zum Bekenntnis des Glaubens zurufen, auch wenn dies von außen geschieht, kann im gegebenen Fall mehr Kraft und Bedeutung haben als irgendein diplomatisches Verhandeln der Kirche.

Das Zweite ist die Frage nach der Struktur der Kirche. Stehle hat ganz gewiß recht, wenn er sagt, Fragen der Struktur spielten für die römische Kirche eine größere Rolle als für irgendeine andere. Die Kirche – natürlich auch die orthodoxe – kann nicht auf Bischöfe und Priester verzichten, damit das Wort Gottes recht verkündet und die Sakramente gespendet werden. Die Kirche, an erster Stelle für die römische Kirche der Papst, muß alles tun, um in einem Land Bischöfen und Priestern das seelsorgliche Arbeiten zu ermöglichen, sie muß, wo sie fehlt, versuchen,

eine Hierarchie aufzubauen. Man kann in keinem Fall bezweifeln, daß dies allein der Sinn und das Ziel der vatikanischen Ostpolitik war und ist.

Aber – es mag einem Nichttheologen nicht allzu hart angekreidet werden – es ist nicht richtig, was Stehle schreibt: »Ohne Sakramente kein Seelenheil« (14). Denn erstens kann das Sakrament der Taufe von jedem gespendet werden, auch von einem Nichtchristen, wenn er nur ein Sakrament spenden will. Zweitens kann der Glaube, der unlöslich mit der Taufe verbunden ist, auch von Laien verkündet, von den Eltern den Kindern weitergegeben werden. Gewiß kann das nur für Notzeiten der Kirche gelten, wenn keine andere Lösung möglich ist. Man braucht noch lange kein Vertreter einer »charismatischen«, nicht institutionalisierten »Struktur« der Kirche zu sein, wenn man der Ansicht ist, daß es in manchen Fällen besser ist, dort nämlich, wo keine Bischöfe anzutreffen sind außer solchen, die keine unerschrockenen Sachwalter Christi sind, wo man keine Männer findet, die Gott mehr gehorchen als den Menschen, die eher Mitarbeiter und Helfer eines atheistischen Regimes sind. Der Heilige Geist, der weht, wo er will, wird gerade in solchen Notzeiten der Kirche wirksam beistehen.

Diese kritischen Fragen sollen das Verdienst Stehles nicht schmälern. Er hat als erster versucht, gewiß nicht unparteiisch, an Hand der heute zugängigen Quellen und persönlicher Erfahrungen die Grundzüge der vatikanischen Ostpolitik herauszuarbeiten. Es ist zu vermuten, daß später – aber das wird erst sein, wenn die Akten des Vatikans darüber geöffnet werden – manches in anderem Licht erscheinen wird, als er es gezeichnet hat. Das ist aber ein normaler Vorgang der geschichtlichen Forschung.

Daß des Verfassers Sympathien dieser Ostpolitik gehören, wird aus dem Buch deutlich. Man kann es ihm nicht übelnehmen, daß er keine andere Alternative dazu sieht als einen Rückzug auf den »Kalten Krieg«. In solchen Fragen spielt das Abwägen und das Ermessen eine entscheidende Rolle. Nur sollte man jene, die dieser Politik mit Vorbehalt begegnen, nicht weil sie ihre Notwendigkeit bezweifeln, sondern weil sie ihre Methoden nicht immer billigen, nicht als kleine Geister provinziellen Zuschnitts abtun. Es kann in der Kirche echte Meinungsverschiedenheiten geben, gerade in politischen und kirchenpolitischen Fragen, nicht weniger aber auch in Fragen pastoralen Vorgehens. Die vatikanische Ostpolitik, wie immer man sie nennen mag, gehört zu diesen Fragen, wenn man nur sieht, daß es sich nicht um Politik im eigentlichen Sinn handelt, sondern um die pastorale Sorge des Papstes für die Gesamtkirche.